

Dieser Artikel ist erschienen in **PROJEKT EUROPA** 2010/11,
Jahrespublikation des Studienkollegs zu Berlin
Herausgeber Studienkolleg zu Berlin | Jägerstr.22/23 | 10117 Berlin
www.studienkolleg-zu-berlin.de
Rektorin Professor Dr.-Ing. habil. Dr. h. c. Dagmar Schippanski
Leiterin der Geschäftsstelle Susanne Stephani
Gestaltung Manja Hellpap, www.o-yami.de
Redaktion und Fotografien Stipendiarinnen und Stipendiaten
des Studienkollegs zu Berlin 2009/10 und 2010/11
sowie Alumni entsprechend der Angaben in den Artikeln
ISBN 978-3-00-033940-8

STADT IDEEEN



DIE EUROPÄISCHE STADT IN DER WISSENS- GESELLSCHAFT

I. ENTWÜRFE UND ENTWICKLUNGEN

Die moderne Wissensgesellschaft lebt in der Großstadt. Auf diesen Satz kann man ein ganzes Bündel akademischer Debatten verengen: vom Forschungsstrang der »Global Cities« über die selbstreflexiven neuen Medien bis hin zu Entwürfen einer postindustriellen Arbeitswelt. Die Engführung macht Sinn, weil die Geschichte der europäischen Gesellschaft in hohem Maße an die Entwicklung urbaner Räume gekoppelt erscheint. Bei beeindruckenden 70 % Urbanisierung auf diesem Kontinent wird jedes Nachdenken über gesellschaftlichen Fortschritt zum Nachdenken über die Städte. Die folgenden Zeilen wollen dafür schlaglichtartig das Zusammenspiel der verschiedenen großstädtischen Komponenten beleuchten, das für Innovation und kreative Arbeit wichtig ist.

A. DIE EUROPÄISCHE STADT

Wiewohl es schwierig ist, die »Europäische Stadt« zu definieren, wurde einem europäischen Stadttypus vielfach die Modellrolle als Ort von Innovation und Kommunikation zuerkannt. Paradebeispiele sind die italienischen Renaissance-Städte. Die für Europa so wichtige Aufklärung ging nicht zufällig von den damals stark urbanisierten Niederlanden und England aus. Als die Industrie einen unübersehbaren Grad an Beschleunigung in die Stadt gebracht hatte, schrieb Georg Simmel: *Die psychologische Grundlage, auf der der Typus großstädtischer Individualitäten sich erhebt, ist die Steigerung des Nervenlebens, die aus dem raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke hervorgeht. (...) Daraus wird vor*

allem der intellektualistische Charakter des großstädtischen Seelenlebens begreiflich (...).

Den Besonderheiten, die eine Wissensgesellschaft in der europäischen Stadt vorfindet, sind wir in zwei sehr unterschiedlichen Städten nachgegangen: Manchester und Istanbul. In Manchester entstand die erste industrielle Massengesellschaft; Architekten und Ingenieure aus ganz Europa kamen hierher, um dieses Phänomen zu studieren. In den vergangenen Jahrzehnten hat die Stadt besonders unter dem Niedergang der Industrielandschaft gelitten und um ihr Überleben gekämpft.

Nicht nur in keinem Größenverhältnis zu Manchester steht Istanbul, jene uralte Stadt, die an fast allen Epochenschwellen der europäischen Geschichte teilgenommen hat. Im Gegensatz zu Manchester ist hier die industrielle Basis noch stark. Etwa 44% der im Großraum Istanbul erwirtschafteten Leistung entstammt dem sog. sekundären Sektor. Die Türkei kennt aber auch ein besonderes Nebeneinander unterschiedlicher Gesellschaftsentwürfe. Unsere Wahl fiel auf diese beiden Städte, weil sie ganz unterschiedliche Verstärkungen kennen.

B. WISSENSGESELLSCHAFT

Wir hätten uns aber nicht auf die Reise begeben müssen, wenn wir nur hätten aufzeigen wollen, dass Städte besondere Umschlagplätze sind, an denen Verdichtungen und Kommunikation stattfinden. Lapidar gesagt, war dies zu allen Zeiten so. Wenn Kommunikation schon immer eine wesentliche Eigenschaft von Städten gewesen ist, kann man auch fragen, warum aktuell das Wort »Wissensgesellschaft« en vogue ist. Basieren nicht alle komplexeren Gemeinschaften immer irgendwie auf Wissen? Ist der aktuelle Begriff bloß eine verklärte Selbstbeschreibung? Gleichwohl legt der statistische Befund nahe, dass sich die gesamte europäische Arbeitswelt in Verbindung mit neuen Medien und Kommunikationsmitteln grundlegend verändert. Die Gruppe von Menschen, die mit der Ressource Wissen und Informationen hantieren, macht inzwischen den Großteil der europäischen Beschäftigungsstruktur aus. Im englischen Sprachgebrauch ist so auch der Begriff der »knowledge economy« gängiger als »knowledge society«.

Blickt man auf die Wissensökonomie, so stellt man drei Besonderheiten fest. Wissen ist eine Ressource, die kaum aufgebraucht wird, sondern vermehrt wird, je mehr Menschen beteiligt sind. Wissen lässt sich nur schwer zu einem wirklichen Gut zusammenstellen. Es geht um Informationen, die in mehrfacher Hinsicht eingesetzt werden können. Ihr Wissenswert scheint sich aus diesem Einsatz zu erschließen und dieser richtet sich nach Bedürfnissen und Vorstellungen von Personen. Deren Präferenzen sind stark abhängig von kulturellen Praktiken und Konventionen, die unsere Wahrnehmung

beeinflussen. Man kann sich noch so viel Gedanken um globale Informationsflüsse machen – der örtliche Kontext erscheint vor diesen Überlegungen wichtiger als zuvor.

II. WISSENSPEICHER UND BEDIEN-OBERFLÄCHE

Gleich zu Beginn unserer Studienreise nach Istanbul konnten wir beim Besuch des Viertels Cihangir einen Eindruck gewinnen, wie künstlerische und akademische Milieus in der Großstadt mit einem Stadtviertel interagieren. Hang abwärts zum Wasser hin findet man zahlreiche Galeristen, die wiederum andere Kollegen nach sich ziehen. Genug alten und vielfach billigen Wohnraum gibt es hier, den sich Menschen in freien und künstlerischen Berufen aneignen und für ihre Bedürfnisse umfunktionieren – die Fachsprache nennt das »urban-retro-fitting«. Es gibt Abende, an denen gleich mehrere Ausstellungseröffnungen stattfinden. Die räumliche Nähe ermöglicht, dass man sie alle wahrnehmen kann.

Schon diese oberflächliche Betrachtung hilft, jene Behauptung zu verstehen, wonach die Stadt selbst eine eigene Intelligenz entwickle. Die Menschen in der Stadt stellen dabei die einzelnen Komponenten dieser Intelligenz dar. Überall, wo sich ein bestimm-

tes Metier gehäuft niederlässt, interagiert es mit dem Raum. Das hat nicht nur etwas mit der genuinen Wissensgesellschaft zu tun; das gilt auch in Hafenstädten und Industriestädten. Als neues Phänomen aber fällt auf, dass die neuen Wissensarbeiter sich nicht mehr ausschließlich an solchen Orten sammeln, die für ihre Zwecke errichtet worden sind. Für die Wissensarbeiter ist besonders die Mischnutzung von Räumen kennzeichnend. Uns alltäglich oder selbstverständlich vorkommende Bestandteile des städtischen Raumes werden so zu »features«, die man für die eigene Arbeit nutzen kann. Sie stehen gleichwohl immer in Zusammenhang mit den traditionellen Wissensorten – jenen Speichern im Gewand einer öffentlichen Einrichtung oder einer langen Tradition.

A. ZENTRIFUGALE KRÄFTE

Auf unsere Frage, wie denn nun die Stadt Kreativität stimuliere, nannten alle befragten Experten stets die städtische Reibung. Manchester galt nicht umsonst zu jener Zeit als weithin innovativste Stadt, als die härtesten Kämpfe zwischen der Arbeiterbewegung und einer wohlhabenden Bürgerschicht ausgefochten wurden. Heute möchte man auf dem dortigen Campus keine Konflikte mehr provozieren, ist aber um ein hohes Maß an Diversität bemüht. Damit folgt man Studien, die postulieren, ein Zuwachs an Diversität bedeute stets einen Zuwachs an Innovation und Netzwerken. Durchmischung bedeutet immer neue »Links« zu den Ursprungsorten der »Informationsträger«. Im gleichen Atemzug mit Vielfalt wurde uns

ein besonderes Maß an Freiheit genannt, worunter vielfach freistehende Räume verstanden werden, die noch keinem Zweck zugeführt oder ihrem alten Zweck entfremdet worden sind und die auf eine neue Art und Weise angeeignet werden können. Gibt es diese Räume nicht, herrscht gerade gegenüber den Neankömmlingen Anpassungsdruck und Konformität vor.

Die Direktorin des Goethe-Instituts Istanbul, Claudia Hahn-Raabe, formulierte dies uns gegenüber folgendermaßen: »Kreative Menschen, Künstler wie Intellektuelle, suchen sich doch Räume, die noch nicht durchdekliniert sind. Das meine ich auch rein topographisch. Sehen Sie all die alten Häuser hier in schlechtem Zustand, in denen man günstig und zugleich mitten in einer pulsierenden Großstadt leben kann. Ich meine: Villa Massimo ist ja ganz nett, aber die Denker müssen doch dort sein, wo die Probleme sind, an denen sie sich abarbeiten können.« Istanbul ist eine Stadt, deren Größe und Diversität sie bisweilen überfordert. Bei elf Millionen Einwohnern finden zahlreiche sozio-ökonomische Probleme hier Platz. Segregation und informeller Wohnungsbau sind die Schattenseiten dieser Diversität und die Probleme, die die Stadtregierung in der nächsten Dekade lösen muss.

B. ZENTRIPETALE KRÄFTE

Egal, welche Definition man konsultiert – eine Stadt ist immer eine »Ansammlung«. Es ist entscheidend für ihren Charakter, wie es gelingt, Diversität und den Zustrom von Neuem in eine kohärente Form zu schnüren. In der angesprochenen Mischnutzung von städtischen (freien) Räumen geht es nicht bloß um das Neue, sondern vor allem um Verdichtungen, die heutige Berufsorganisationen nicht notwendig mit sich bringen.

Ein ganzer Stadtteil kann die Infrastruktur und die Organisationseinheit eines Großbetriebs ersetzen: Das Café um die Ecke die Kantine, die Kellerclubs die Firmenfeier. Je dezentraler die Wissensarbeiter arbeiten, desto wichtiger ist es, sich trotzdem in einem Handlungsrahmen zu bewegen, der örtliche Rückbindung herstellt.

Die angesprochenen Cafés im Northern Quarter in Manchester können als Schnittstelle zwischen Studenten, Kreativen und Künstlern einerseits und den Angestellten der benachbarten BBC oder der umliegenden Architektenbüros betrachtet werden, die in solche Cafés kommen, weil sie die studentische Atmosphäre als besonders inspirierend empfinden. Im Istanbul Cihangir findet die Vermittlung zwischen Künstlern und Sammlern in einem definierten Rahmen statt, der wiederum auch die Vermittlung zur (Kunst-)Öffentlichkeit zulässt. Die räumliche Nähe und Struktur eines Stadtviertels ist schlicht kostensenkend, da nicht nur alte Gebäude neuen Funktionen zugeführt werden, sondern Nähe auch Zeit spart und Vertrauen schafft.

C. ÖKONOMIE DES CLUSTERS

Ökonomen und Raumplaner erklären solche Verdichtungen mit dem Verweis auf Transportkosten und Größeneffekte. Industrierwerke verursachen oft erhebliche Betriebskosten. Deshalb suchen Unternehmer sich immer den Standort, der beispielsweise am nächsten an einem möglichst großen nachfragendem Markt liegt. Industriecluster



entstanden, weil sich zuliefernde Firmen mit ihrer Belegschaft ebenfalls in der Nähe eines kooperierenden Betriebs niederließen. Und ein Großteil der Massen, die in den Fabriken arbeiteten, wurde eben auch zu den Konsumenten. Dieser Zirkel-Mechanismus ist nicht unähnlich der Monopolbildung: die Produktion möchte nahe am Markt sein, der Markt vor Ort wird umso größer, je mehr Produzenten sich dort niederlassen.

Für die Wissensökonomie leuchtet das nicht notwendig ein. Dank neuen Kommunikationstechnologien könnten Transport- und Kommunikationskosten eigentlich vernachlässigt werden. Anschaulich erklärt Dr. Tristram Hunt von der Queen-Mary-University of London, warum das nicht zutrifft: *People have realised the importance of sociability and also business still works on face to face contact and again, this goes right back to the industrial revolution. You look at Manchester; Manchester wasn't simply about mills and factories; it was about human contact and the exchange, it was about the pubs and the coffee-rooms and the gentlemen's clubs. People do value the urban form on economic and civic grounds.*

Das spielt zum einen in die Job-Suche mit hinein, die immer noch ein Hauptgrund für den Zuzug in eine Stadt ist. Zugleich erleichtert die städtische Verdichtung auch die Bereitstellung öffentlicher Güter, die wiederum wichtigen Input für die Wissensgesellschaft leisten.

Schließlich werden in der städtischen »Ansammlung« nicht nur Jobs geboten und öffentliche Bibliotheken frequentiert; in dem Miteinander kommt es zu den angesprochenen »spillovers« von Informationen – so auf

informellem Wege beim Face-to-Face-Kontakt, der immer noch die wichtigste Form der Vertrauensbildung bei komplexen Vertragsanbahnungen im Wirtschaftsleben darstellt. Daher das Bild der Stadt als ein Ort, der mehr weiß als wir selbst und dessen Spielregeln wir folgen. Der Hirnforscher Wolf Singer hat die Analogie zwischen Gehirn und Stadt so formuliert: Beide seien dezentrale Interaktionssysteme. Einzelne Komponenten agieren zwar autonom, aber sie seien nicht in der Lage, das System zu jedem Zeitpunkt voll zu begreifen. Im einen Fall seien die Komponenten Neuronen, im anderen Menschen.

Ein Beispiel aus Manchester ist die Oxford-Street. Sie verbindet den Business District mit der sogenannten Moss-Side, einem hauptsächlich von Migranten bewohnten Stadtteil. Gesäumt wird die Straße vom Universitätscampus und zahlreicher Ableger. Entlang dieser Straße treffen sich verschiedene Welten und treten unterschiedliche Netzwerke in Kontakt. Diese Schlagader ist historisch gewachsen und der Ort hat seine Dynamik. Business-District und Campus haben überall auf der Welt etwas gemeinsam: Sie geben Möglichkeiten, mit Kollegen ins Gespräch zu kommen, sich neueste Trends zu zeigen und zu wissen, was die Konkurrenz macht. Man sucht diesen Ort auf, weil er mehr Informationen bereithält als man selbst, weil man Gleichgesinnte trifft. Menschen treten hier in eine Interaktion miteinander und diese wird ermöglicht durch die räumliche Struktur und die vorherrschende Wissenskultur. Der Ort selbst hat einen prägenden Charakter und bestimmte Spielregeln, die von seinen Besuchern befolgt werden müssen.



III. KULTUR UND ERZÄHLUNG

Damit sind wir bei der anderen großen Besonderheit der Wissensökonomie angelangt, die es immer darauf anlegen muss, den richtigen Personenkreis zur richtigen Zeit anzusprechen. Keine Stadt kommt heute mehr ohne den Verweis auf Kreativität und Innovationskraft aus. »In Manchester wird heute schon gedacht, was morgen erst die Welt denkt« – so lautet das Leitmotiv, das in allen öffentlichen Gebäuden Manchesters ausgerufen wird. In Istanbul »begnügt« man sich mit der Bedeutung als »Role Model for Civilization« und »Brücke zwischen Orient und Okzident«. Bedeutung und Rolle von Erzählungen, Bildern und Geschichten über die Stadt gehen aber noch tiefer. Denn die Erzählung der Stadtgeschichte transportiert viele Informationen über Spielregeln und gewachsene Traditionen der Stadt – Elemente, die sonst unter den Begriff »Charakter einer Stadt« subsumiert werden, der eben besprochen wurde.

Unverbindlichkeit war für Georg Simmel zwar ein Dreh- und Angel-Punkt seiner Überlegungen für die Kreativität einer Stadt. Anonymität ermögliche eine gewisse Emanzipation von Anpassungserfordernissen, was neue Ideen und Denkansätze fördere. Auch aktuelle Studien haben gezeigt, wie anonyme Gruppen eine höhere Zahl origineller Ideen produzieren. Tabu-Themen kann man sich in einem solchen Umfeld eventuell leichter annehmen.

Gleichwohl führt die Angst vor Anonymität häufig dazu, dass soziale Milieus unter sich bleiben, dass sich ganze Städte segregieren – wie wir es in Istanbul beobachtet haben. Menschen arbeiten viel motivierter

und mitunter fleißiger in einer miteinander vertrauten Gruppe. Ein gewisses Maß an sozialer Verbindlichkeit kann Großgruppen effektiv zusammenhalten.

Vielfach nimmt man dafür Anleihe bei der jüngsten Stadtgeschichte. Das Leitmotiv unserer beiden Städte war stets: Auferstanden aus Ruinen. Das IRA-Bombing in Manchester ist als Trigger-Moment positiv konnotiert – obwohl es einen Großteil der zentralen Fußgängerzone zerstörte; mit über 200 Verletzten und etwa einer Milliarde Pfund Sachschaden. Obwohl die Umwandlung vom Industriemoloch in eine Stadt für Sport, Musik, Forschung und Finanzen in Manchester freilich ein längerer Prozess war, beschreibt Wolfgang Winkler vom dortigen Goethe-Institut die Wirkung des »Bombing« als wichtigen Katalysator: *Das Stadtzentrum war ziemlich zerstört. Und die Gegend war hässlich. Und dann hat man es als Chance entdeckt, neu anzufangen.* Neue Investoren kamen in die Stadt, machten aus einem alten Bahnhof ein Kulturzentrum und aus der alten Getreidebörse ein Theater.

Das Erdbeben in Istanbul von 1999 war ein Trauma für die Stadt. Es wird aber nicht nur ständig wachgehalten, um die Stadt für das nächste Beben ordnungsgemäß umzubauen. Verschiedene Gruppen rechtfertigen damit auch immer wieder ihre Einflussnahme auf die Stadtpolitik. Trotz den verheerenden Auswirkungen des Bebens wird weniger Geld für die Beseitigung des informellen Wohnungsbaus ausgegeben als für den

We do things differently here
Anthony Wilson on Manchester

It all comes from here
Noel Gallagher on Manchester

A city that thinks a table is for dancing on
Mark Radcliffe on Manchester



IV. AUSBLICK UND OFFENE FRAGEN

Städte sind für jene Berufe, die an Schnittstellen zwischen den konventionellen Berufsbildern arbeiten, besonders attraktiv aufgrund ihrer Mischnutzung von Räumen. Tatsächlich ist für das Individuum, das im Beruf Wissen ansammelt und in neue Sachbereiche überführt, der Ort mit seinen Spielregeln wichtig, indem er ihr eine bestimmte Wissenskultur anbietet.

An dieser Stelle soll auf die Einzigartigkeit des historisch Gewachsenen einer Stadt hingewiesen werden. Damit meinen wir nicht, dass europäischen Städte zum Museum werden sollen. Aber wir glauben auch nicht, dass sich soziale Phänomene ohne den historischen Kontext verstehen lassen.

Lokale Wissenskulturen beeinflussen und filtern in erheblichem Maße die Ideenfindung. Wir lesen die Stadt so, wie wir sie lesen wollen. Die Geschichte kennt viele Beispiele für das Ringen um Deutungshoheiten. Die setzen sich in dem Prozess des »urban-retro-fitting« fort. Beispielsweise ist Authentizität einer dieser aktuellen Modebegriffe, mit dem bestimmte Life-Styles als maßgeblich vorgeschrieben werden. Dass besonders die europäische Stadt sich durch ihre Historizität auszeichne, ist ebenso eine Zuschreibung, die filtert. Die Urbanität auf diesem Kontinent – so scheint es – stützt sich in besonderem Maße auf eine quasi-museale Form, den Charakter einer Stadt auszustellen. Das hat weitreichende Konsequenzen bis in die sogenannte Wissensgesellschaft.

Bau neuer Prestigeobjekte. Alan Duban von der Bilgi-Universität deutete das soziologisch wie folgt: *Man ruft ein neues Zeitalter aus. Eines mit einer neuen städtischen Elite, die türkisch und muslimisch zugleich ist, die sich von der früheren säkularen Elite abgrenzt. Sie rechtfertigen sich damit, dass sie sagen, wir waren die großen Krisenmanager damals beim Beben.*

Auch im kosmopolitischen Zeitalter wird also Lokalidentität nachgefragt. Verortung ist mehr als ein physischer Standort. Man will sich in einen Sinnzusammenhang einordnen. Das hält Köpfe in einer Stadt, das hält eine Stadtgemeinschaft zusammen. Unter dem Eindruck einer übergroßen Vernetzung sucht man nach Symbolen und Signalen, um Komplexität zu reduzieren. Aber die Geschichten entstammen meist der Problemwahrnehmung derjenigen, die gerade den Ton angeben. So sagte der Stadtplaner Klaus Kunzmann zu uns über Berlin: *Die Kreativwirtschaft und ihr Hype bedeuten nur ein bestimmtes Stadium einer Stadt. Auch diese Phase wird vorbeigehen.*

EIN GESPRÄCH MIT ALBERT SPEER

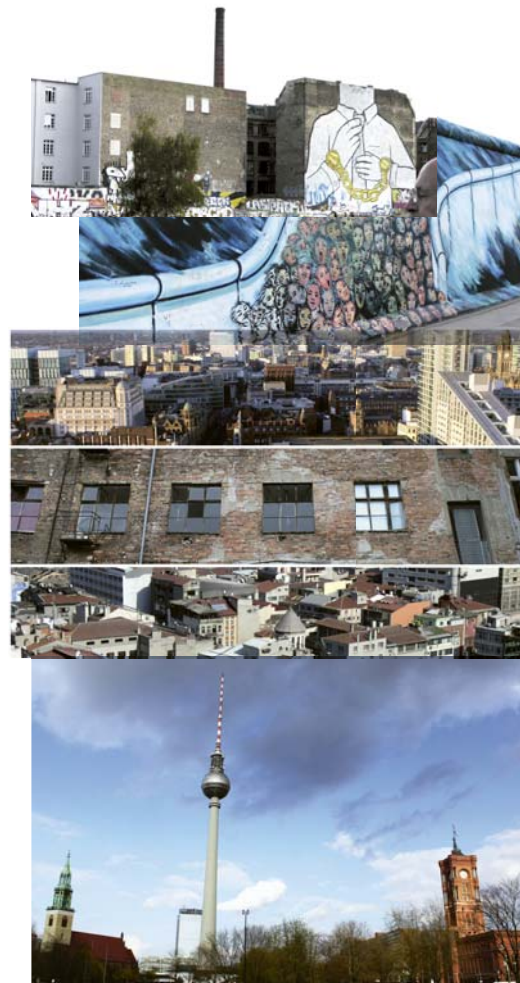
Ist sie stärker von einem lokal-historischen Kontext abhängig, als dies auf einen Industriebetrieb zutrifft, so ist sie zugleich anfälliger für konstruierte Zuschreibungen. Der Personenkreis, der geisteswissenschaftlich, künstlerisch oder in der Leitungsebene eines Unternehmens tätig ist, wird sich bei seiner Arbeit und der Problemwahrnehmung nicht von seinem Lebensumfeld lösen können.

Was uns schlussendlich zu der Frage bringt: Was an all unseren Beobachtungen soll nun der Wissensgesellschaft geschuldet sein? Was bringt die Wissensgesellschaft Neues, wenn ohnehin auch Handwerk, Industrie und Politik die Stadt als Umschlagplatz nutzen?

Die unumwundene Antwort: Nichts. Aber der Rhythmus wie die Interpretation des Umschlagplatzes verändern sich durch eine neue Gruppe, die allem Anschein nach zu einer tonangebenden in den europäischen Städten wird. Angesichts der schrumpfenden Städte in Europa formulierte Ricky Burdett, Stadtplaner an der LSE: *Old industrial cities in Europe almost halved in terms of population and industrial infrastructure. The question of how to retro-fit them becomes more and more pressing.*

Für einen alten Raum werden neue Spielregeln aufgestellt. Schon jetzt ist der Städtewettbewerb hart. Es wird zwangsläufig Orte geben, deren Blütezeit mit dem Ende des Industriezeitalters zu Ende geht, während andere sich einen neuen Charakter geben.

Jasper Bittner Deutschland
Olga Bondarenko Russland
Ina Hinzer Deutschland
Ben Mason Großbritannien
Moritz Valeriano Österreich



Prof. Dr. Albert Speer ist Stadtplaner und Architekt aus Frankfurt am Main. Sein Büro (Albert Speer & Partner) war unter anderem an der Expo Hannover beteiligt und ist nun mit dem Umbau der Kölner Innenstadt, der Weltmeisterschaft 2022 in Katar sowie dem Neubau des Europa-Viertels in Frankfurt betraut.

Lieber Herr Speer, wenn man sich Artikel und Vorträge von Ihnen ansieht, dann erscheint es, als sei der Begriff »Wissenszeitalter« ein Lieblingsbegriff von Ihnen. Was soll das sein?

Dafür möchte ich zunächst zwischen Europa und anderen Teilen der Welt unterscheiden. Man muss auch nicht so tun, als wäre Europa jetzt abgebrannt. Innovationen sind auch in den letzten Jahren zu einem nicht unwesentlichen Teil hier erfunden worden und keine Neuerung hätte sich ohne den europäischen Markt durchsetzen können. Dafür braucht man eine Gesellschaft, die das mitmacht, eine Elite, die experimentierfreudig ist. Das ist die Wissensgesellschaft. Und diese Wissensgesellschaft können Sie nicht bloß definieren als Spitzenforschung und Erprobung neuer Lebensweisen. Sie ist auch eng verflochten mit ihrer industriellen Basis.

Aber andere setzen die Wissensgesellschaft gerne mit einer post-industriellen Gesellschaft gleich.

Ich glaube nicht, dass hier die alten Strukturen ausgetauscht werden. Sie werden ergänzt. Das beste Negativbeispiel ist doch England. Ein Großteil der Misere, in der sich dieses Land und seine Gesellschaft gerade befinden, geht darauf zurück, dass sie sich vollkommen ihrer industriellen Basis entledigt haben und sich in eine Abhängigkeit vom Finanzsektor begeben haben.

Und was haben das »Wissenszeitalter« und die »Wissensgesellschaft« heute mit der Stadt zu tun?

Sie haben doch heute auch Wert darauf gelegt, dass wir uns persönlich treffen und die Fragen nicht per E-Mail austauschen. Das ist gar nicht so sehr ein Plädoyer für die informelle Nähe. Ich bin davon überzeugt,

dass Kommunikation immer mit allen Sinnen – sogar dem Riech- und Tastsinn – stattfinden soll. Und das macht es für mich als Architekten so spannend.

Welche Atmosphäre brauchen denn junge Leute und gut ausgebildete Köpfe?

Eine wichtige Komponente ist Lebensqualität. Singapur kann als Beispiel dafür dienen, vielleicht auch als Beispiel für so eine artifizielle Aufholjagd. Da gibt man Unsummen aus, um Forschungsinstitute und Firmen anzuziehen und man wirbt nicht nur mit niedrigen Steuern, sondern mit Parks und Kultur oder schafft Naturparks am Wasser.

Aber Singapur ist hier auch kein Positivbeispiel. Dass jeder von uns einen Ansporn, Anregung, Kritik oder Probleme braucht, um auf neue Ideen zu kommen, dem stimme ich zu. Aber ob die Mitglieder der Wissensgesellschaft sich in die Stadtpolitik einbringen können, daran habe ich meine Zweifel. Ich glaube, Bürgerengagement wird es in Zukunft weniger geben, weil die Bürger nicht lange genug in ein und derselben Stadt bleiben. Umso wichtiger wird es für die Städte, nicht in diese kosmopolitische Gleichmacherei zu verfallen.

Wie soll das gehen, wenn die Leute ständig wegziehen?

Das hat jetzt mit dem Wegziehen gar nichts zu tun. Wir als Planer sollten großen Wert auf die Eigenarten eines Ortes legen. Die können aus der Topographie kommen, aus der gesellschaftlichen Struktur, aus der Geschichte der Stadt – die sich ja in Gebäuden, Strukturen, Materialien einer Stadt ausdrückt. Ziel soll sein, spezifische Situationen zu kreieren, die dann Identifikationsmöglichkeiten mit dieser Stadt ermöglichen.

Der Zweck ist, die klugen Köpfe in dieser Stadt zu halten und zu versuchen, daraus ein eigenständiges, persönliches Lebensideal zu schaffen. Die Bevölkerung in Europa nimmt tendenziell ab. Jede Region und jede Stadt muss darum kämpfen, ihren Stand zu halten. Es dürfen keine leergelaufenen Landschaften wie in Frankreich entstehen.

Aber wie wollen Sie das ausgerechnet in den europäischen Städten anstellen? Die sind doch schon quasi fertig gebaut.

Ich plane gerade für Siemens die neue Zentrale am Wittenbergplatz – mitten in München. Da muss man einen gehörigen Spagat machen, zwischen einer vollkommen flexiblen Arbeitswelt und dem Standort im Stadtzentrum. Siemens hat in den 80er Jahren der Stadt München die Pistole auf die Brust gesetzt und gesagt: Entweder ihr genehmigt uns einen neuen Gebäudekomplex am alten Standort oder »Tschüss«. Daraufhin blieb der Stadt

nichts übrig, als zu genehmigen. Diese Zeiten, dass ein Unternehmen in einer Stadt diktieren kann, was jetzt akzeptabel ist oder nicht, die sind Gott sei Dank vorbei. Aus diesem Grunde haben wir auch Siemens beraten, von Anfang an Öffentlichkeit heranzuziehen.

Wenn Sie die Bevölkerung bei der Stadtplanung so schön einbinden können, können Sie uns auch sagen, wie man verhindert, dass die Wissensgesellschaft kein reines Elitenprojekt bleibt? Welchen Beitrag kann die Stadt dabei leisten?

Also ich glaube, das hat auch etwas mit der Größe einer Stadt zu tun. Nehmen Sie so eine mittelgroße Stadt wie Frankfurt. Die hat ja nur 600 000 Einwohner. Frankfurt war mal freie Reichsstadt, aber nie eine Fürstenstadt. Deswegen gibt es auch keine großen Achsen dort. Es hat sich eine andere Tradition entwickelt: ein Verantwortungsgefühl der wohlhabenden Bürger für ihre Gesellschaft. Sogar die Universität war eine Stiftung und ist jetzt wieder eine. Über zahlreiche Stiftungen wird eine relativ große Zahl der Bürger mitgenommen. Ich bin nicht der Meinung, dass die Wissensgesellschaft nur aus den Wissenschaftlern besteht.

Sie haben am Anfang gesagt, wir müssen, wenn wir über die Wissensgesellschaft sprechen, zwischen Europa und dem Rest der Welt trennen. In puncto Stadt – als Modell und Lebensform – was ist da das einzigartig Europäische?

Die europäische Stadt – und nur die europäische Stadt – kann das Vorbild sein für die Entwicklungen der Verstädterung der Welt, wenn wir das Ziel einer nachhaltigen, klimagerechten Entwicklung als unser Ziel ansehen. Weil diese Stadt mit ihrer Nutzungsmischung eine kompakte Stadt ist. Dichtevorstellungen sind natürlich immer auch kulturell. Aber ich bin von diesem Vorbildmodell der europäischen Stadt überzeugt. Nutzungsmischung statt Trennung der Funktionen, Dichte statt Auseinanderfließen – und damit Erhalt der umliegenden Natur- und Landwirtschaftsflächen und Vernetzung des kompakten Stadtraums.

KONTRAPUNKT VON YEHUDA ELKANA

Prof. Dr. Yehuda Elkana ist Wissenschaftstheoretiker und »Permanent Fellow« am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Er lehrte an zahlreichen Universitäten, unter anderem in Harvard, an der ETH Zürich und der hebräischen Universität Jerusalem.

Wenn man von der Wissensgesellschaft spricht, muss man sich doch auch tiefergehende Gedanken machen, über den Zustand der Wissenschaft an sich zum Beispiel oder ihre Eigenarten. Das vermisste ich ein bisschen in der aktuellen Debatte. Die amerikanische Literatur hat damit begonnen und die europäische folgt ihr unkritisch hinterher. Sie heben eine neue kreative Klasse aufs Schild. Ist das denn tatsächlich so ein Massenphänomen, wie allenthalben behauptet wird? Ist das Phänomen so umfänglich produktiv im Sinne von neuen Ideen, dass es den Namen »Kreative Klasse« und »Wissensgesellschaft« verdient? Um diese Fragen drückt man sich gerne.

Ich finde den Terminus »Wissensgesellschaft« irreführend. Wovon soll da die Rede sein? Erstens haben wir doch schon immer ganz unterschiedliche Wissensgesellschaften erlebt. Damit meine ich eine Tendenz in der Wissenschaft, sich in Kleingruppen zu organisieren und zu institutionalisieren. Jede

Zeit institutionalisiert ihre Wissenschaft anders, abhängig davon, wie offen sie den Zugang gestalten möchte und welche Probleme sie identifizieren will.

Zweitens suggeriert dieser Begriff doch auch eine unzulässige Beschränkung auf Hochqualifizierte. Wer oder was hochqualifiziert ist, ist doch wieder nur eine Frage, wen man in welche Gesellschaft hineinlassen will und wen nicht. Dieser Fokus beschränkt das Wissen der Wissensgesellschaft auf das Wissen der Hochqualifizierten. Nehmen Sie aber das Beispiel Indiens: Ein für hiesige Verhältnisse vielleicht unvorstellbarer Grad an Analphabetismus und zugleich ist Indien die größte funktionierende Demokratie dieser Welt – aufrechterhalten und täglich praktiziert von vielen Millionen Menschen, die niemand zu den Hochqualifizierten rechnen würde.

Und dann ist da noch jene Fokussierung auf »Projektgruppen«. Wissenschaft, Kreativität, Umsetzung in Produktivität – das findet heute alles in Großgruppen statt; globale Arbeitsteilung und komplexe Zusammenhänge sind die Stichwörter. Auch hier wird argumentiert, dass sich Gruppenverhalten am besten in der Stadt realisieren lasse, die schon immer ein natürlicher Umschlagplatz für das Zusammenwirken gewesen sei.

Dem möchte ich entgegenhalten, dass in der Wissenschaft mitnichten die Gruppen, sondern auch die Köpfe entscheidend sind. Daran ist die europäische Wissenschaftsgeschichte wohl bekanntermaßen sehr reich. Es ist auch erwähnenswert, dass Platon – der für sein Wirken nicht die Stadt brauchte – die Sophisten hasste. Die Sophisten lebten und dachten in den Städten. Das hatte nichts mit der *vita contemplativa* von Platon zu tun.

Ein anderer Punkt bezüglich Gruppendenken und Städten: es sind die Städte, die veranschaulichen, wie diese Mechanismen der wechselseitigen Verstärkung schnell Quelle für Epidemien, Massenhysterien oder schlichtweg anfällig für vernichtende Katastrophen sein können. Weil alles, was in der Stadt umgesetzt wird, gleich vervielfältigt wird. Aber die Vervielfältigung stellt noch keinen Wert an sich da.

Also diejenigen, die hier von der Wissensgesellschaft sprechen, müssen sich ernsthaft fragen lassen, wie sie ihre Fragen stellen. Ich würde nicht leichtfertig jede Dienstleistung, die jemand vollbringt, in dem er mit Informationen umgeht, zur Wissensgesellschaft ausrufen. Und ich würde auch darauf hinweisen, dass die Problemauswahl hier abhängig ist von den vorherrschenden sozio-ökonomischen Vorstellungen und Wahrnehmungen einer jeweiligen Öffentlichkeit. Wir beschäftigen uns sicherlich aktuell mit Städten, weil es Verstärkungen auf der Welt gibt und weil viele umweltpolitischen Probleme nur in den Ballungszentren zu lösen sind. Und wir drücken mit »Wissensgesellschaft« erstmal nur aus, dass sich Arbeiten und die Kommunikation sehr verändert haben. Aber was das mit Wissen an sich zu tun haben soll, muss man hinterfragen.